

IMMER MIT EINEM BEIN IM ANDEREN LAGER

SPIEGEL-Reporter Hermann Schreiber über Conrad Ahlers

Der Absprung hat Conrad Ahlers nie etwas ausgemacht. Die Angst vor dem Bodenlosen hat ihn nie ergriffen. Er hat nie gestockt am Rande des Abgrunds.

Er fand das Springen schön — „eine schöne Sache“, so durch die Luft zu segeln, einzufallen in jenes Zwischenreich, das den Wagemutigen vorbehalten ist und wo die Windsbraut und der Motorendonner sich finden in einem Gesang von wilder Harmonie: The High and the Mighty. Da, zwischen Absprung und Landung, muß er glücklich gewesen sein.

Conrad Ahlers, Jahrgang 1922, war bei den Fallschirmjägern, freiwillig und mit vollem Einsatz — Monte Cassino eingeschlossen. Vom Geist dieser Truppe, den er „heroisches Rabaukentum“ nennt, hat er mehr verspürt als nur einen Hauch. „Wir haben uns ja nach Möglichkeit auch immer so aufgeführt.“

Was ihn dazu brachte, sich 1941 freiwillig zu den Fallschirmjägern zu melden, war einmal seine Neigung zu „besonders sportlichen“ Daseinsformen und zweitens seine leichtherzige Weigerung, aus Gründen der Vernunft oder gar der Vorsicht irgendwelche Umschweife zu machen. „Wenn wir schon Krieg spielen“, so sein Motiv, „dann aber auch richtig.“

Das Motiv kehrt wieder, wenngleich in zivilen Variationen. Es kehrt wieder bei dem Journalisten Ahlers, der sich „selten so gefreut“ hat wie damals im spanischen Knast, als er vermittels angestaubter Latein-Kenntnisse aus den örtlichen Zeitungen herausbuchstabierte, daß „die anderen auch alle saßen“.

Es kehrt wieder bei dem Regierungssprecher Ahlers, der, kaum im Amt, dem Oppositionsblättchen „Liberal“ die Subventionen gestrichen und ohne jede diplomatische Verschleierung erklärt hat, dies geschehe wegen ungebührlicher, die Grenzen des politischen Geschmacks überschreitender Äußerungen über den Bundeskanzler.



Verhafteter Ahlers (1962)
„Wenn wir schon Krieg spielen ...“

Es kehrt wieder und wieder, dieses spezielle „Wenn schon, denn schon“, das weit weniger mit Gründlichkeit zu tun hat als vielmehr mit dem, was die Berliner „Daffke“ nennen: der Drang, an der Grenze des konventionell Zutraglichen zu operieren, eine Art privater „brinkmanship“, ein bißchen Dulles für den Hausgebrauch — immer hart am Rande des Abgrunds. Ein Lebensweg für Schwindelfreie.

Man kann lange — und fruchtlos — darüber rätseln, was Conrad Ahlers immer wieder auf diesen Weg bringe: Abenteuerertum, eine ausdeutbare Unrast, die Lust am Risiko, die Leidenschaft des Spielers? Vielleicht von jedem etwas. Bestimmt ist er ein Mensch, der mit Routine nichts im Sinn hat, der das Leben nur in extremen Situationen genießt.

Außerdem unterhält er zu vielen Gegenständen allgemeiner Wertschätzung, zu denen seine Mitmenschen eine moralisch oder hierarchisch ausgerichtete Beziehung haben, ein eher sportliches Verhältnis. Beispielshalber zum Besitz — Conny ist, gerade wenn es um Kleinigkeiten und persönliche Effek-

ten geht, ein ausgemachtes Pumpgenie. Oder auch zu den Spitzen von Staat und Gesellschaft — er orientiert sein Verhalten weder am Titel noch am Amt noch an der Würde, sondern ausschließlich an seiner persönlichen Meinung über das Kaliber eines Mannes. Karl Theodor Freiherr von und zu Guttenberg nennt ihn darob, nicht ohne Bewunderung, „großkariert“.

Wäre Conrad Ahlers ein Engländer und lebte zu Zeiten des Empire — man hätte ihn, versehen mit einer teuren Erziehung, gewiß ein paar Jahre in die Kolonien geschickt, nach Indien oder nach Afrika. Dort war Raum genug für solcherart selbstbewußte Draufgänger, sogar Bedarf. Im deutschen Vaterland aber, vollends im geteilten, ist dafür wenig Auslauf. Und Bonn ist auch nicht Monte Cassino. Hier muß Conny Ärger kriegen.

Natürlich weiß er das — und denkt nicht daran, sich darauf einzurichten. Im Arbeitszimmer des stellvertretenden Regierungssprechers hat er zwar ein Schild mit der Inschrift „Trouble is my business“ aufgestellt. Aber das soll nicht etwa heißen: „Seht nur, was ich für Ärger habe“; in Connys Übersetzung soll das heißen: „Sport muß sein.“

Denn „trouble“ ist eben auch „fun“, selbst wenn das Geschäft aus „trouble“ besteht, so wie Sex „fun“ ist, selbst wenn man damit „trouble“ hat. Auch das gehört nun mal zum Lebensgefühl der munteren Mittvierziger, von denen einige jetzt in Bonn Staat machen — praktisch, unpathetisch, karrierebewußt und mit einem wertfreien Verhältnis zu ideologischen Problemen; auch Spaß an der Freud' gehört dazu.

Nicht von ungefähr treffen sich diese jungen Staatmacher montags mittags zur Erbsensuppe bei Ahlers auf dem Venusberg: zum Beispiel Heinemanns Staatssekretär Horst Ehmke, Schillers Staatssekretär Klaus von Dohnanyi und Brandts Sonderbotschafter Egon Bahr. Und dort haben sie, über der Erbsensuppe, einmal den Schwur getan: „Egal, wie es laufen wird hier in



... dann aber auch richtig“: Vertrauter Ahlers, Vertraute (1967)



Pressereferent Ahlers (2. v. l.), Amtschef Blank (l.), 1953: „Conny weiß es . . .“

Bonn — wir wollen wenigstens Spaß haben.“ Ergo bibamus! Oder im Fallschirmjäger-Deutsch: Einen zischen wir noch, ehe wir den Laden hier auseinandernehmen.

So heiter also ist die Kunst des Möglichen, wenn Conny und Co. sie üben? So lustig ist die Jägerei im staatlichen Gehölz? Wo bleibt denn da das Gouvernmentale, das die weiland Kollegen an dem zum Regierungssprecher mutierten Journalisten Ahlers so verblüfft; wo die Lebenshilfe, die zu spenden er ihnen aufgetragen hat? Wo bleibt denn da das „Positive“?

Gemach: Es ist die Voraussetzung dieser ganzen Munterkeit. Denn „Hoppla, jetzt komm ich!“ kann im Staats-Theater schließlich nur der rufen, der zuvor gesonnen war, dort ins Engagement zu gehen. Conrad Ahlers war so gesonnen. Und das nicht erst seit der SPIEGEL-Affäre.

Er ist so erzogen worden — nämlich konservativ, christlich, national. Seine Mutter ist Pastorentochter; sein Vater, von Beruf Hamburger Exportkaufmann und ehrenamtlich Kirchenvorsteher, war zeitweilig deutscher Honorarkonsul in Sunderland, ausgestattet mit britischer und deutscher Staatsangehörigkeit. Gleichwohl stammt von ihm das Bekenntnis: „Einmal ein Deutscher, immer ein Deutscher.“

Also sprach Adolf Ahlers, nachdem er von den Engländern wegen Landesverrats und Hochverrats gegen die britische Krone zum Tode verurteilt und von August bis Dezember 1914 in den Tower geworfen worden war. Denn er hatte zu Beginn des Ersten Weltkriegs zwei militärpflichtigen Deutschen auf neutralen Schiffen Passage nach Hause besorgt und auch bezahlt. Hätten die Briten ihn nicht im Berufungsverfahren freigesprochen und bis 1919 interniert — dann wäre Conrad Ahlers nie in ähnliche Verlegenheiten geraten.

So aber ist vom Vater auch dies auf ihn gekommen: der Vorsatz, im Zweifel fürs Vaterland zu wirken, und das

Vergnügen, Konservatives keß zu artikulieren. Worte des Konsul Ahlers, die der Sohn überliefert: „Wen du vor neun Uhr morgens auf der Straße siehst, der ist nichts und der wird auch nichts.“

Sonntags in der Kirche betete der Knabe Conrad um alles Mögliche, beispielsweise darum, daß der HSV über Eimsbüttel siegen möge. Denn Kirchgang, Gebet und Fußball waren obligatorisch im Hause Ahlers, Hallerstraße 22. Erstgenanntes fand er damals übertrieben; aber daß es nachwirkt, würde der praktizierende Protestant Conrad Ahlers nie leugnen, im Gegenteil. „Wenn man christlich erzogen wird“, so schließt er messerscharf, „bleibt immer ein Restbestand konservativer Gesinnung.“

Ein Restbestand, „zu tragen peinlich“? Nicht für Conny. Wie sonst hätte ihn wohl der deutsche „Tat“-Mensch Hans Zehrer so beeindruckt können, daß er seine journalistische Karriere

gerade unter diesem Nationalromantiker zu beginnen beehrte?

Was den Hamburger Nachkriegsstudenten (Jura und Volkswirtschaft), stellvertretenden Asta-Vorsitzenden und Mitbegründer der Jungen Union Conrad Ahlers zum Journalismus brachte, war seine Bekanntschaft mit der „Benjamin“-Redakteurin Heilwig von der Mehden (die er 1949 heiratete und die heute in der „Brigitte“-Kolumne schreibt), seine Neigung zu einem „so eminent politischen und so ungeheuer freien Beruf“, seine Abneigung gegen das juristische Staatsexamen — und eben Hans Zehrer. Ahlers bewarb sich 1949 erfolgreich bei Bischof Liljes „Sonntagsblatt“, wo Zehrer Chefredakteur war; und als dieser dann zur „Welt“ kam, holte er Ahlers, 1954, dorthin nach.

Zwischendurch ging Conrad Ahlers nach Bonn — durchaus in der Überzeugung: „Wenn da in Bonn was gemacht wird, dann müssen alle anständigen Leute hin und mitmachen.“

Vorangegangen war ihm — auch in dieser Überzeugung — der Untermieter seiner Mutter, Günter Diehl, schon damals (als ehemaliger „Abendblatt“-Redakteur) sein Berufskollege, Duzfreund und Trauzeuge, heute sein Vorgesetzter. Als Diehl, einer der ersten drei Chefs vom Dienst des Bundespresseamtes, in die neugebildete Auslandsabteilung dieses Amtes umzog, um dort beheimisstmäßig deutsche Außenpolitik zu entwerfen, rückte Conrad Ahlers, dem Ruf des Freundes folgend, nach.

Er diente dem Staat reichlich drei Jahre lang — erst als Chef vom Dienst und dann im „Amt Blank“, dem Vorläufer des Verteidigungsministeriums, wo er Theodor Blanks Pressereferent war. Während Günter Diehl in der Auslandsabteilung des Presseamtes entdeckte, daß man mit dem Instrument der Publizistik in der Politik „zwar keine Verträge schließen, aber sonst eigentlich alles machen kann“, absolvierte Conny Ahlers à conto Blank seinen ersten „Schnellkurs in



... aber weiß es auch das Blatt?": SPIEGEL-Redakteur Ahlers (r.), MdB Kiesinger, 1957

Politik“, speziell in Wehrpolitik. Die Seilschaft, die heute an der Spitze des Presseamtes von einem Wettersturz nach dem anderen heimgesucht wird, kletterte sich damals auf getrennten Wegen im Vorgebige warm.

Und als der Journalist Ahlers, Jahre später, unter der Verdächtigung des Landesverrats eingesperrt wurde, schrieb ihm der Staatsdiener Diehl, furchtlos und treu, ein Affidavit und nannte ihn darin „einen vaterländisch gesinnten Mann“.

Getroffen, ohne Zweifel. Die Heldenverehrung, die Conrad Ahlers nach der SPIEGEL-Affäre vornehmlich bei linken Intellektuellen und auch bei manchen Sozialdemokraten als eine Art Rebell wider den Staat genoß, beruhte schlicht auf einem Mißverständnis — auf dem Mißverständnis nämlich, „als hätte ich das alles provoziert aus quasi anarchistischen Antrieben gegen diesen Staat“. Er verfügte gar nicht über solche Antriebe.

Mag sein, er hatte provoziert, auch in dem Fallex-Artikel, der die Affäre auslöste — aber doch nicht weil er etwas gegen diesen Staat gehabt hätte, oder auch nur gegen Strauß, sondern weit mehr aus Lust am Risiko beim Enthüllen kritikwürdiger Zustände in diesem Staat: aus Daffke, verbunden mit vaterländischer Gesinnung.

Insofern war er auf dem Höhepunkt seiner Popularität als SPIEGEL-Mann tatsächlich ein Held wider Willen, ein falsches Symbol, ein personifiziertes Mißverständnis. Und insofern bedeutete es für ihn auch keine Inkonzessenz, als Mann der SPIEGEL-Affäre abermals in den Dienst des Staates zu treten — genauer: in den Staatsdienst.

Im Gegenteil, er bestand nun sogar darauf, Staatsdienst und Dienst am Staat auf eine sehr persönliche Weise durcheinanderzubringen: Ein Mann in seiner Situation müsse dem Ruf der Regierung folgen, wenn er nicht als Journalist die Legitimation zur Kritik am Staat verlieren wolle. Und es störte ihn auch nicht, daß Herbert Wehner dieses Bereitsein dazu benutzte, der widerstrebenden Mehrheit der SPD-Fraktion eine Große Koalition mündgerecht zu machen, in der Franz-Josef Strauß wieder Minister wurde. Denn drastischer konnte das Mißverständnis vom Rebellen wider den Staat kaum widerlegt werden.

Was die meisten Ahlers-Verehrer wie ein Skandal anmutete, das war für Conny in Wahrheit „der Glücksfall meines Lebens“: Sein Absprung vom SPIEGEL wirkte mit beim Zustandekommen einer Koalition, die er „seit fast zwanzig Jahren“ für politisch richtig gehalten haben will; die Situation, in die er persönlich dabei geriet, war hinlänglich extrem; jeder Zweifel an seiner vaterländischen Gesinnung war beseitigt; und obendrein war auch noch die kritische Legitimation des Journalisten gerettet.

Was Wunder, daß Conrad Ahlers die Bezeichnung „Frontwechsel“ für das, was er getan hat, nicht gelten lassen möchte — oder doch nur in dem Sinne, daß es ihm nun, als Regierungssprecher, möglich sei, „die andere Seite meines Ichs“ zu zeigen. Und Kon-

flikte, auch wenn sie aus der eigenen Existenz erwachsen, scheut er ja nicht. „Entgegen der landläufigen Auffassung habe ich die Meinung, daß alle Menschen in gewisser Weise... schizophrän sein müssen. Ein Mensch muß in der Lage sein, Widersprüchlichkeiten, die sich aus seiner Arbeit, aus seiner Existenz ergeben, zu ertragen.“ Wer sich auf Conny einen Vers machen will, darf nicht erwarten, daß der sich reimt.

Da gibt es auch kein Paulus-Erlebnis. Conny Ahlers ist immer beides: mal Saulus, mal Paulus — so wie er mal Journalist und mal Politiker, mal heroischer Rabauke und mal Freund und Lebenshelfer, mal ein Ekel und mal ein Charmeur ist. Auf welcher Seite der Barriere er auch gerade stehen mag: Er steht immer mit einem Bein im anderen Lager.

Die Leidenschaft des Journalisten Ahlers war es seit je, durch Teilnahme Kenntnis zu erwerben — durch Teil-



Fallschirmjäger Ahlers*
Am Abgrund nie gestockt

nahme am politischen Geschäft. Er beschaffte Informationen, indem er welche gab; mindestens verwickelte er seine Informanten in sachkundige Debatten über deren aktuelle Probleme. Und so hatte er denn mehr, und oft auch bessere, Informationen als viele seiner Informanten. Weniger glückliche Bonner Journalisten fanden für dieses Kontaktphänomen die Formel, man brauche in Bonn nur eine Konservenbüchse aufzumachen — „und Conny sitzt drin“.

Zu wissen, „was läuft“, oder vielmehr: es besser zu wissen, das spielte er aus. Mit Bildern, die Ahlers und die Großen dieser Welt zeigen, könnte man Alben füllen. Und auf die Technik des „name-dropping“ verstand er sich auch. „Der Minister Sowieso hat mir das aber gestern ganz anders erzählt“, war seine stehende Rede, wenn jemand schwache Zeitungskennntnisse feilhielt.

* Mit Schwester Ruth.

Unwissende — oder auch solche Mitmenschen, die er aus anderen Gründen für inferior hielt, und das waren nicht wenige — riskierten, unart abgetüretet zu werden. Einen SPIEGEL-Redakteur, der das Gespräch mit der Bemerkung „Herr Ahlers, ich glaube...“ eröffnete, unterbrach er: „Sie glauben, ich weiß.“

Dafür kursierte in der Redaktion der Spruch: „Conny weiß es, aber weiß es auch das Blatt?“ Denn das Aufschreiben dessen, was er wußte, war dem SPIEGEL-Redakteur Ahlers weit beschwerlicher als das Anschaffen. Um den bestmöglichen Ausdruck zu ringen, war nicht sein Fall; lieber nahm er den zweitbesten oder manchmal auch schlicht den falschen. Schriftstellerischen Ehrgeiz hatte er kaum. „Ich schreibe das alles so runter wie einen Schulaufsatz.“ Der Journalist Conrad Ahlers war eben ein Bescheidwischer, kein Beschreiber.

Beim SPIEGEL wirkte er gegen solche Beschreibungen, deren Tenor und Tonart er als zu keß, will sagen: polemisch, empfand. Er, aber freilich nicht nur er, war „gegen jede Polemik, die in die menschliche Substanz ihres Opfers eingreift“. Als er Strauß in der jungchristlichen Zeitschrift „Civis“ elf Monate vor Bildung der Großen Koalition als einen Gewandelten beschrieb, tat er dies — ohne Wissen Augsteins, was er selber „nicht ganz fair“ fand — bewußt auch deshalb, weil er den SPIEGEL aus „Anti-Fixierungen“ befreien wollte, die ihm persönlich fremd waren und die er für politisch unzutraglich hielt.

Seit er nun aber auf solche Weise und durch des Geschickes Fügung Regierungssprecher geworden ist, zeigt sich immer wieder, daß er einfach nicht umhin kann, auch in dieser neuen Funktion die „andere Seite meines Ichs“, diesmal die journalistische, herzuzeigen.

Denn anstatt sich allenthalben die diplomatische Zurückhaltung und die verschlüsselte Ausdrucksweise aufzuerlegen, die das Amt von ihm fordert, verfällt er ein übers andere Mal in seine alte Übung, mit unbehauenen Formulierungen politische Wirkungen zu provozieren. Und dabei demonstriert er das, was sein Freund und Tandem-Partner aus vergangenen SPIEGEL-Zeiten Claus Jacobi „Connys alle Scherben mißachtende Aufrichtigkeit“ nennt, was man aber auch nennen könnte: Connys Art, selbst Richtiges oder zumindest Diskutables zu wellen mit den falschen Worten, am falschen Ort und zum falschen Zeitpunkt zu sagen.

In einigen Fällen sieht er den Fehler auch ein, jedenfalls teilweise. Die Streichung der Subventionen für „Liberal“, der andere Abstriche am „Reptilienfonds“ folgten, nennt er heute einen „unvermeidlichen Fehler“ und gibt ferner zu, daß es falsch war, in diesem Zusammenhang von „politischem Geschmack“ zu sprechen. Daß der Ausdruck „Lebenshilfe“ und noch etliche andere Formulierungen sein ganzes Plädoyer für einen erklärenden, analysierenden Journalismus lächerlich gemacht haben, weiß er eben-

falls. Aber es ist ihm eben „nichts Besseres eingefallen“ — auch nicht, dann lieber zu schweigen.

Zwar macht er geltend, daß „ich immer dann, wenn ich trouble kriege, vorher von jemand aufgefordert war, mich zu äußern“, vom „Stern“ etwa oder vom Fernsehen. Aber einmal aufgefordert, äußert er sich eben, und zwar meistens nicht nach Art eines Regierungssprechers. Trouble ist nun mal sein business.

Insofern besteht sein Problem nicht darin, daß er sich so sehr gewandelt hat, sondern eher darin, daß er sich so wenig gewandelt hat. Er entspricht zweifellos nicht den Erwartungen, die seiner neuen Rolle entgegengebracht werden. Um im Bilde zu bleiben: Sein Publikum erwartet eine Figur von Schiller, den Marquis Posa vielleicht, und sieht statt dessen eine von Goldoni, den „Diener zweier Herren“, den Mann zwischen Kiesinger und Wehner, der ständig irgend etwas verhindert oder auch zustande bringt und der obendrein seinen Text durch beiseite gesprochene Derbheiten aufdonnert.

Er ist der wahre Go-between der Großen Koalition. Conny weiß, was Kiesinger wünscht, und sagt es Brandt; er weiß, was Brandt wünscht, und sagt es Kiesinger — die es anders wohl nicht voneinander erfüllen.

Also weiß Ahlers heute noch mehr als früher, „was läuft“, und ist darum auch noch mehr als früher in Versuchung, denen, die weniger wissen, ihre Unwissenheit vorzuhalten. Das äußert sich nicht ausschließlich in Berichtigungen. Es äußert sich zum Beispiel auch darin, daß er der Presse vorwirft, zwischen Nachricht und Bewertung die Interpretation und die Analyse der Regierungsmeinung vermischen zu lassen. Auf die Leitartikel der deutschen Zeitungen ist er sowieso schlecht zu sprechen: „Ich versuche jetzt immer herauszulesen: Welchen Rat gibt die Presse der Regierung? Aber ich finde keinen.“

Logisch: Wer die Presse schlecht findet, hat eine schlechte Presse. Nun ist sogar schon „Constanze“ eingeschnappt: „Vor jovialen Herren, die allzu oft die Arme über der Brust verschränken — wie Regierungssprecher Conrad Ahlers —, halte die Dame freundlichen Abstand. Eine solche ‚Handhabung‘ deutet auf eine Mischung von Geduld, Überheblichkeit und Zynismus.“

Unempfindlich gegen schlechte Presse ist Conrad Ahlers übrigens nicht — wie er immer empfindlich ist, wenn er sich verkannt, falsch beschuldigt oder unter Wert beurteilt fühlt.

Aber das verdrießt den Journalisten Ahlers, der Regierungssprecher ist, nun beinahe am meisten, „daß die Publizistik die Konflikte nicht ertragen kann“. Für ihn fallen Beschwerden über die Berichterstattung der Presse unter „Meinungsfreiheit für die Regierung“, und also reagiert er genauso empfindlich wie ein kritizierter Journalist, wenn die Presse sich seine Beschwerde nicht gefallen lassen will.

Seit Günter Diehl und Conrad Ahlers das Presseamt führen, wird

zurückgeschossen — wenschon mit verschiedenerlei Munition. Für so eine Art „Conny and Clyde“ darf man Ahlers und Diehl nicht halten. Schließlich hat Diehl jüngst sogar „Feuer einstellen!“ kommandiert.

Wenn Ahlers großkariert ist, dann ist Diehl nadelgestreift. Auch er hat zwar „viel Sinn für guten Sport“ und plädiert für „Gewöhnung an einen etwas sportlicheren Stil“ im Umgang mit der Presse. Aber er legt doch gesteigerten Wert darauf, seinen Part dabei „elegantissime“ zu spielen.

Seine abwärts tendierenden Mundwinkel signalisieren gepflegten Sarkasmus; und „daß andere Leute es als arrogant empfinden“ könnten, wenn „hinter Höflichkeit und guten Manieren dann doch ein harter Kern zum Vorschein kommt“, das räumt er schließlich ein.

Was ihn betroffen macht, ist vor allem die Beobachtung, „daß ganz generell im gesellschaftlichen Milieu die

zweierlei: Er ist Ratschläger und Relaisstation zur Parteispitze der Sozialdemokraten, aber eben auch Kiesingers Eckermann und Enfant terrible. Er ist dem Kanzler Echowand und Argernis, Partner und Provokateur. Und zuweilen ist er auch Anwalt der Presse.

Karl-Günther von Hase, einst Chef des Presseamts und heute Staatssekretär im Verteidigungsministerium, beharrt darauf, daß „Ahlers die Presse beim Kanzler so engagiert und manchmal auch erbost verteidigt wie noch kein früherer Pressechef, mich eingeschlossen“. Und da ihm andererseits nicht verborgen geliebt ist, daß Conrad Ahlers bei der Presse längst keine Heldenverehrung mehr genießt, denkt Hase mit einer gewissen Beklemmung darüber nach, was wohl aus Conny werden sollte.

Das fragt sich Conrad Ahlers inzwischen selber.

Gewisse Enttäuschungen im Dienst der Großen Koalition lassen sich nicht



Aus „Stern“

„... das müssen Sie doch einsehen, Hochwürden — wer kann schon besser zum Thema ‚Christus und die Pharisäer‘ Stellung nehmen als der Sprecher der Bundesregierung...“

Annahme der Wahrhaftigkeit beim Gesprächspartner zurückgegangen ist“ — und das heißt eben auch: daß die Brüder bei der Presse immer so mißtrauisch sind. Dabei nimmt er für sich in Anspruch, „präzise zu sein“; entweder die Wahrheit zu sagen oder gar nichts. Und bei allem Sinn für das, was er „guten Sport“ nennt; Er findet, „wenn der Sekundant Halt sagt, weil ein Fehler passiert ist, dann muß auch Halt sein“.

Sekundant — das ist also der Mann, der entscheiden kann, was richtig ist; der Mann, der nicht nur zusieht, wenn an der Spitze der Regierung Beschlüsse gefaßt werden, sondern teilhat daran. Günter Diehl, der den Titel „Bundespressechef“ zum Zeichen seines „entspannten Verhältnisses zur Presse“ ausgemerzt hat aus allen seinen Briefköpfen und Visitenkarten, sieht sich als einen der Berater des Bundeskanzlers.

Conrad Ahlers wiederum ist auch in seinem Verhältnis zu Kiesinger immer

leugnen: die Erkenntnis, daß selbst eine so große Mehrheit nicht dazu verholten hat, bestimmte Reformen schnell durchzubringen; die Erkenntnis, daß „die SPD durch den Eintritt in die Große Koalition — für mich eine so simple Sache — in ein solches Maß an Selbsterfleischung hineingeraten konnte“.

Andererseits sind da die Enttäuschungen mit der Presse, aus denen er weiß Gott kein Hehl macht, und das, obwohl er immer wieder versichert, er wolle auf jeden Fall am Ende dieser Legislatur zum Journalismus zurück. Zur Kampfpresse? Oder als Lebenshelfer? Die Fragen bleiben vorerst offen.

Unbekümmert, wie er nun mal ist, verheißt er dennoch seine Wiederkunft — „wenn ich was Gutes finde“.

Denn Conrad Ahlers hat noch nie gestockt am Rande des Abgrunds. Die Angst vor dem Bodenlosen hat ihn nie ergriffen. Den Absprung hat er noch immer gefunden.